

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 3 (1899)
Heft: 16

Artikel: Plaudereien aus dem amerikanischen Farmerleben [Schluss]
Autor: Hagenbuch, I.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574298>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Plaudereien aus dem amerikanischen Farmerleben.

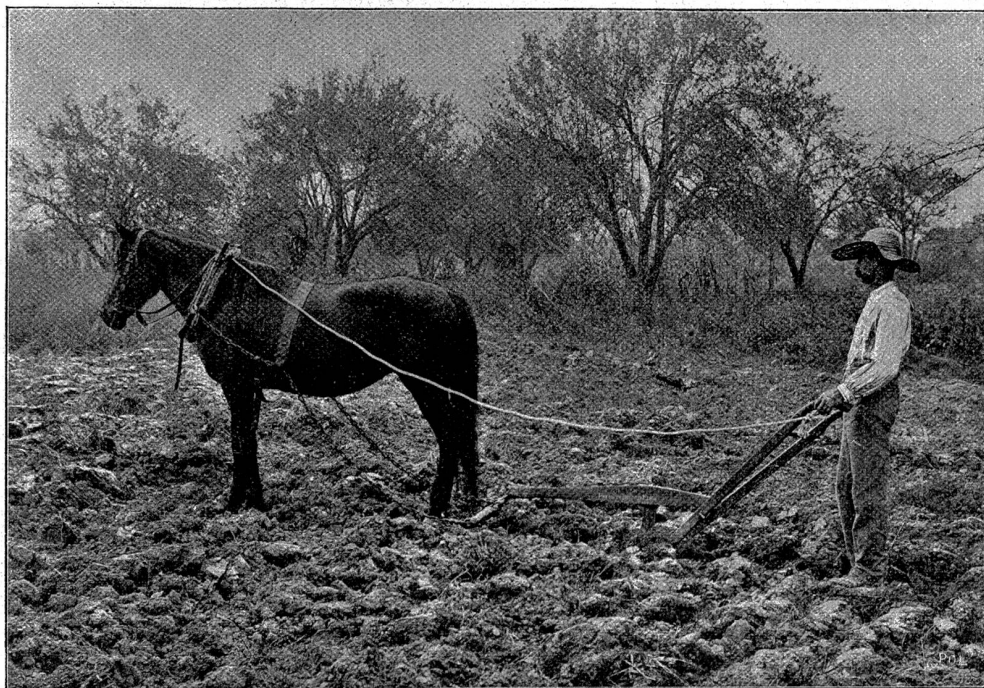
Von L. Eagenbuch, Elizabethtown, Ky.

Mit drei Originalillustrationen.

(Schluß).

Angefihts dieser Thatsache darf gewiß Interesse für die Frage vorausgesetzt werden: Wie wird denn dieser amerikanische Liebling gezogen und zur Reife gebracht? Es ist Frühjahr, so Mitte April bis Mitte Mai. Die Sonne hat angefangen, intensiver zu wirken und den Boden zu erwärmen. Das Kornfeld ist womöglich im Winter in grobe Furchen gelegt worden. Nun wird mit schwerer Egge berebnet und dann kommt der Moment, vor dem es jedem Anfänger — aargauisch zu reden: „tutteret“ — bangt. Im Abstand von einem Schritt müssen Furchen und zwar schnurgerade und kreuzweis über das Feld gezogen werden. Das heißt im deutsch-amerikanischen Kauderwelsch doppelt „ablegen“ (lay off). In die Kreuzungsstellen werden nachher die Körner „geträppt“ (dropped), fallen gelassen. Zum Furchenziehen bedienen sich die meisten Farmer eines kleinen, „Springer“ (Jumper) genannten, Pfluges (des

mittlern der drei an den Kornspeicher lehrenden). Die Maschine in Gang zu setzen, hat der Pflüger nichts als ein Pferd, ein Leitseil und vier kurze Wörtchen. Unter dem Leitseil ist aber keine Doppelleine verstanden, mit welcher der Mann dem Zugtier die Richtung nach rechts oder links geben könnte, sondern der erste, beste Strick, dessen eines Ende am Zügel befestigt ist, während das andere in der linken Hand des Pflügers hängt. Den Gaul zum Marschieren zu bewegen, bedient er sich des Rufes come up. Ihm die Richtung nach rechts zu geben, ruft er gee, und ihn nach links zu treiben, haw. Gleichzeitig verstärkt er das gee mit einem kurzen Zupfen des Stricks und das haw mit einem schwachen Ziehen desselben. Sein Pferd zum Stehen zu bringen, ruft er whoa. Von einem die Zugtiere leitenden besondern Treiber ist nie die Rede, sondern als von einem Sämel oder Brennel, die dem Pflügfürer



Amerikanischer Pflug.

Handlangerdienste zu leisten und aufzupassen haben auf das Kommando „Drück uf e Grändel!“ Ein Fremder, der zur Zeit des Pflügens durchs Land zieht, mag sich wohl die Frage vorlegen: Sind das nicht Irrenhäuser, die so unmensliche Laute ausstoßen? Denn mit schreiendem Nachdruck, oft in pauseloser Abwechslung und gräullichem Durcheinander tönen die Tshi und Hoa und Whoa gleich indianischem Schlachtgeschrei aus den Wäldern und über die Felder. Zum kunstgerechten „Ablegen“ ist viel Uebung und rechtzeitiges Anwenden des Zupfens und Ziehens und Schreiens erforderlich, und — nunquam retrorsum — nur nie zurückgeschaut, sonst geht vorn gleich alles schief. Auf ein schönes Furchenziehen ist der echte Farmer nicht weniger stolz, wie auf das schnurgerade Aufsetzen einer Zickzackenz. Dem „Ableger“ auf dem Fuß folgt der „Träpper“ und dem „Träpper“ der „Koferer“ (cover), der mit einem pferdebepannten Stein oder Stück Holz Erde über die „geträppten“ Körner zieht. Nach wenig Tagen schon steigen die ersten röhrenförmig um sich selber gewundenen grünen Blättchen ans Licht. Und nun fängt ein Wachsen an um die Wette, ein Wachsen, das man wirklich von einem Tag

auf den andern sehen kann, das heißt, wenn es Hans Huckebain und der Cutworm (agrotis) zulassen. Es ist der Sport des krächzenden Gesellen, die zarten Pflänzlinge auszureißen, während der andere Wicht den kaum gebildeten Stengel über der Erde wie mit einem Messer durchschneidet. Geht aber alles ohne Störung, und halten sich Sonnenschein und Regen gut im Gleichgewicht, so folgt jetzt eine wonnevollte Zeit für den Kornfarmer. Wie das wächst, wie das dunkles, fattes Grün auf Grün ansieht, wie das glitzert, im Morgentau, wie das schwankt und wiegt und nickt und sich neigt im Abendwind die langen Reihen durch, Stock für Stock so elegant in so zierlichem Takt, als ob zwanzigtausend der besten Turner Stabübungen vor dem erstaunten Blick aufführten. Ein halbwichsiges Kornfeld gilt mit Recht für „ornamental“ in vorzüglichem Sinn. Es bietet nicht nur einen landwirtschaftlich, sondern auch landschaftlich entzückenden Anblick, zumal morgens, wenn in den ersten Sommermonaten der Tau regengleich in Millionen Silbertropfen auf den unbeschreiblich zierlich vom Stengel aufwärts steigenden und mit der Spitze zur Erde sich neigenden Blättern ruht und langsam auf der Blattrippen-

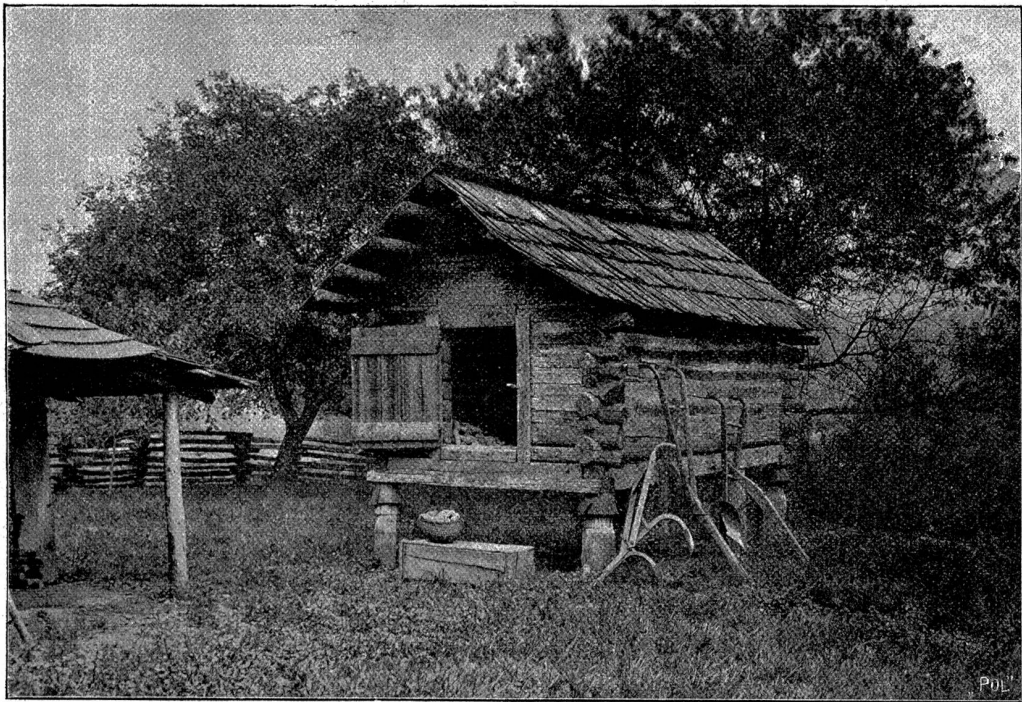
straße den Weg zum Herzen der Pflanze suchend in die Tiefe rollt. Und zwischen den wogenden Reihen nur halb sichtbar der einsame Mann mit dem glänzenden Braunen die letzten lockernden Furchen ziehend. Und über dem schwarzgrünen Korn tiefblauer Himmel: O, es ist ein Bild, das, obwohl jedes Jahr wiederkehrend, jedes Jahr neu fesselt.

Vom Mai bis in den September bildet das wachsende Korn den Hauptgegenstand aller Farmgespräche. Hat das Korn Manneshöhe erreicht, so zieht es sein Hochzeitskleid an. Aus der Pflanzenpitze steigt die „Fahne“ (tassel), nach allen Seiten ihre samenstaubreichen Glieder ausbreitend, während unten aus einem oder zwei Mehrenansätzen die „Seide“ gelb oder rot hervorsticht und zum schmucken Federbusch ausgebreitet, sich bereit macht, den üppig niederfallenden Samenstaub in Empfang zu nehmen.

Von jetzt an wird das Korn ein Sorgenkind des Farmers. Der Regen fällt spärlich, die Sonne wird unbarmherzig. Das Korn liebt warme, schwüle Luft und ist so geschick, zur Ver-

hütung allzustarker Verdunstung seine Blätter tagsüber längsweise zusammenzurollen. Aber wenn es wochenlang, gar monatelang dauert, bis sich wieder einmal Wolken zum belebenden Regen sammeln, dann schwindet die Hoffnung auf eine gute Ernte in gleichem Maße, wie die Lebenskraft der verschmachtenden Kornpflanze. Das sind trübe Tage für den Farmer, und weiß es auch ein Feder, so sagt doch ein Feder zum Andern, wie Trost suchend: „O we need badly rain!“ wie hätten wir doch Regen so nötig. Fällt aber in Zwischenräumen von vierzehn Tagen, drei Wochen Regen: Wie da die Mehren und die Herzen schwellen, was für ein fröhlicher Grundton alle Gespräche sticht, wie der Handel sich belebt, wie man anfängt, Pläne zu schmieden: Dies Jahr können wir uns doch einen neuen Fußteppich, neue Räder an den Wagen, ein neues Schindeldach aufs Haus, einen neuen Kochofen leisten.

So naht unter Bangen und Hoffen die Erntezeit, wo die Kornstengel mit den reifen Mehren und den gutes Winterfutter liefernden Blättern mit einem schwerförmigen Instrument



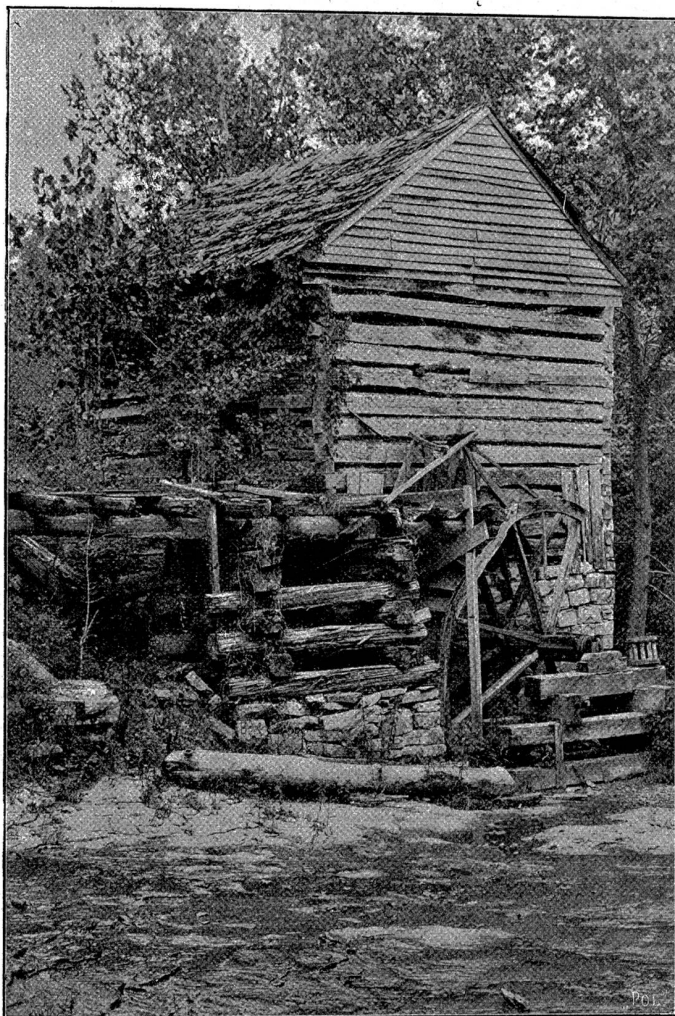
Amerikanischer Weizenkorn-Speicher (Cornerrib); daran lehnen die drei Haupttypen amerikanischer Pflüge.

abgeschnitten und in Garben gebunden werden. Einige Wochen später, nachdem Fröste alles gärungsreicher gemacht haben, werden die Mehren vom Futter getrennt und in die cornerrib geführt.

Das Kornpflanzen erforderte in alter Zeit viel Handarbeit, weil man damals die kleinen Pflüge noch nicht besaß, welche jetzt um wenig Geld von Jedem gekauft werden können und die das drei- bis viermal erforderliche Lockern des Erdbereichs um die Kornstöcke gut und schnell besorgen. Die drei gebräuchlichsten zeigt das zweite Bild, einen Doppelschaukelpflug, einen Springer- und einen Wendepflug. Der dritte hat den abschließenden Gang durch die Reihen zu machen und eine Furche Erde zu den Stöcken zu werfen. Immer aber gibt es noch genug ältere Farmer und aus der Sklavenzeit überlebende Schwarze, welche der Arbeit mit der Haue den Vorzug geben und die, wenn es sich um kleinere Kornfelder handelt, mit einer zärtlichen Sorgfalt und mit einer Geschicklichkeit die Pflanzen umhädeln, als ob die paar grünen Blättchen süße Kinderfingerchen wären.

Aber auch die kleinen geschickten Pflüge samt dem Kornschwert sind überboten, und das Probestück des „Ablegens“ hat feiner mehr zu leisten, der nur große Felder und Geld besitzt, die zahlreichen Maschinen zu kaufen, welche alles, vom Säen bis zum Ernten mit wunderbarer Geschicklichkeit und Raschheit besorgen.

Es ist zu bedauern, daß mit der Vervollkommnung der Farmgerätschaften viel ländliche Gemütlichkeit und manches gute Stück kräftiger Poesie verloren gegangen ist. Nur noch von alten Leuten hört man von den schönen Zeiten erzählen, wo Jahr für Jahr in den Tagen der Weizen- und Kornernte die Nachbarschaft sich zusammenthät, um durch festlich fröhliches Zusammenarbeiten die Ernte zu bewältigen, immer bei dem beginnend, dessen Frucht am reifsten war. „Plenty Whisky“, sagt mein alter Knecht Nickerfon, sei dabei gespendet worden. Immer habe der Krug am Ende der Kornreihen oder des Weizenschnittes bereit gestanden. Nach gethener Tagesarbeit und reichlichem Nachtrinken, bei dem Geflügel, viel Tomaten und guter Kaffee die Hauptrolle spielten, wurde der Hausrat unter den freien Himmel gezügelt und mit Spielen, Gefiedel und Tanz der Abend zugebracht. Ging einmal der Vorrat an Whisky zu Ende, so fanden sich immer unternehmende Gesellen bereit, auf ausgeruhten Pferden durch die Nacht in die nächste „Stille“ (Brennerei) zu galoppieren und eine weitere Gallone herzuholaffen. Damals hat die Regierung noch kein Interesse daran gehabt, den liebwerten Mitbürgern das Hausgetränk durch Taxen zu verteuern. Deswegen war der Gang mit dem Sack voll geschälten Kornes auf dem Maultierrücken ins Brennhaus so gewöhnlich, wie die regelmäßig nötige Fahrt um Mehl zur Mühle. Fünfundzwanzig bis dreißig Cents war alles, was der



Alte amerikanische Weiskorn-Mühle an der Cedar-Creek, Ky.

„Stiller“ für die Gallone im Tausch gegen Korn anrechnete. Wer dem Whisky die beliebte goldgelbe Farbe ohne Apothekerkünfte zu geben wünschte, legte einige seiner Fenzcorner-Pfirsiche hinein. Hielt ein Farmer noch so viele arbeitende Hände, so unterließ er es doch nie, vor den drei Mahlzeiten den Krug und ein kleines Glas hinzustellen und sie zu einem Tropfen einzuladen. Die Lobredner der alten Zeit wissen nicht genug zu rühmen, was für ein gesundes Getränk der Kornwhisky ihrer Tage gewesen sei, während der moderne Whisky vergiftet sei mit allerlei „bad stuff“. „All is plaid out, plaid out“, meint wehmütig mein alter Nickerson bei der Erinnerung an die für immer ausgespielte Ernte- und Whiskyherrlichkeit, bei der Erinnerung auch an die spaßreichen Herbstabende, wo man gemeinschaftlich in den Scheunen beim Schein schwingender Laternen das Aushülsen der Kornähren vornahm, und wo der glückliche Finder einer der seltenen blutroten Mehren das Anrecht auf ein Gläschen oder gar auf ein Rühchen erhielt. Ausgespielt ist ferner die einstige Kornmühlen-Poesie, verstummt ihr prächtiges Lied, und die farben- und formenreichen Müllerbilder von damals leben nur noch in der Erinnerung betagter Leute.

Ich hatte einst gehört, daß weit ab von hier in den tiefen Gründen der Cedar-Creek noch eine halbvergeffene

Wasser-Kornmühle stehe. Vor einem halben Jahrhundert und später noch habe sie sich unter dem Namen Cedarbach-Mühle weit in die Runde eines großen Rufes erfreut. Während heute nur noch ein halbwegs gangbarer Weg durch Busch und Wald über Felsen und knorrige Wurzeln im Zickzack in das weltverlorene Thälchen hinunterführt, hätten sich damals von allen Seiten Reitpfade und fahrbare Wege über die steilen Höhen hinuntergewunden. Unlasten von Korn seien aus der Nähe und aus Entfernungen von zwölf und mehr Meilen hingeführt worden auf vier-spännigen Riesenvagen, auf Fels- und Pferderücken, auf bedrohlich hin- und herschwankenden Federwagen, in Säcken und Kisten. Ein außerordentlich belebtes, an ein ständiges Wald-picknick erinnerndes Bild habe diese einsame „Coon-hollow“, diese Dachshöhle, geboten. Dreißig und mehr Zugtiere seien manchmal zu gleicher Zeit an den nahen Weiden und Waldbäumen angebunden gewesen, während ihre Meister in lustigen Gruppen im Schatten lagen, den mitgeführten Imbiß verzehrten und unter Gesprächen über Kornpreise und Kriegsläufe der Stunde entgegenharrten, wo ihr Korn an die Reihe kam. Es stund nur ein kleines Wässerlein und ein einziger Mahlgang zu Gebote, so daß vier bis fünf Stunden noch nicht für eine sehr lange Wartezeit galten und erst dann Beschwerden fielen, wenn man über Nacht bleiben und im danebenstehenden Wohnhaus des Müllers mit einem Kornstrohlager vorlieb nehmen mußte. Das geschah in der heißen Jahreszeit nicht selten, wenn der Wasservorrat des Mühlenteichs bis am Abend erschöpft war, und man dem rinnenden Cedarbächlein Zeit geben mußte. Das waren gute Tage für manchen Müller. Ich habe den letzten Cedarbach-Müller, einen alten Schwarzwälder, gekannt. Er sagte mir: Ich bin viel in der Welt herumgekommen, bin ganz arm und einmal reich gewesen, aber nie glücklicher bin ich gewesen, als damals, wo ich mit meiner jungen Frau dort drunten in dem Coonloch hauste.

Das Resultat einer Reconoszierungsfahrt, welche ich diesen Herbst zu der verlassenen Mühle unternahm, ist die beigelegte Abbildung. Sie gibt die Einzelheiten des zerfallenen Mühlenwerks treu und klar genug, läßt aber leider die über der Verilichkeit liegende Stimmung nicht recht ahnen. Es fehlt der Blick auf die eng zusammentretenden, bis auf die Sohle bewaldeten Abhänge. Durch die zerriffene Felsenmauer des Mühlenteichs hat sich das leis rauschende Bächlein einen Ausgang gesucht, und breitet sich in feinem Geriesel über die mächtige, muschelige Felsplatte vor der Mühle, um sich unterhalb in einem schwarzgrünen Tümpel zu sammeln, über den Weiden und weitausgreifende Neste von Sumpfteichen zusammenschlagen: Das Ganze ein Bild von tiefer Wirkung.

Verfunken in seinen Anblick saß ich mit meinem Photographen lange auf der geborstenen Teichmauer, bis uns ein anderes Bild abzog. Denselben steilen Felspfad, den wir benützt, sahen wir eine zusammengekauerte weibliche Gestalt herunterreiten, und das unter so erschwerenden Umständen, wie man es selbst in diesem Lande nicht häufig antrifft. Das runzlige, in dürftiges Kalifolleid gehüllte Mütterchen hocte auf einem gefüllten Kornsack, und der Kornsack lag auf einem Felsrücken, und der Esel ging auf drei Weinen. Den lahmen vierten Fuß konnte er nur mühsam einen ganz kurzen Moment aufstellen, wenn die Reihe an ihn kam. Aus den Löchern des Sacks beschauten sich weiße und gelbe Kornähren vergnügt die wilde Gegend.

Sie erzählte uns, daß sie dort droben am Abhang einen Kornacker besitze. Der Schwiegersohn sei schon lange krank und auch die Tochter in böser Fir. So habe sie halt allein mit dem verkrüppelten Tier das Pflanzen und Pflügen besorgen müssen. „O, wir sind arm“, schloß sie, „awful poor, aber jetzt haben wir doch wieder — unser Korn.“ —